



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Demokratische Studien.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Demokratische Studien.

Zehn Jahre in Magdeburg, 1845—1855. Von Ullrich. 5. Auflage.  
Magdeburg, Selbstverlag. —

Aus dem Exil. Von Ludwig Simon. 2 Bde. Gießen, Ricker. —

Die Beziehungen zwischen den beiden Parteien, die 1848 und 1849 im conservativen Interesse zusammentrafen, sind neuerdings so feindseliger Art geworden, daß es fast so ausseht, wie vor dem Jahre 1847, wo man zwischen dem Liberalismus und dem Radicalismus kaum einen Unterschied machte. Wir haben bei einer frühern Gelegenheit ausgeführt, daß in vielen einzelnen Fällen, wo das Motiv der Parteibildung ein rein locales war, sich eine solche Neutralisation der Gegensätze auch wol denken läßt, was aber die Principien betrifft, so sind sie seit der Zeit nicht viel näher gekommen und wenn man unter Demokratie dasselbe versteht, was man 1848 darunter verstand, so sind wir heute noch ebenso ihre entschiedenen Gegner, als damals. Wenn freilich die sogenannte conservative Partei ausschließlich das Interesse der Aristokratie im Auge behält, so wird der Liberalismus mehr und mehr demokratisch werden d. h. er wird sich ebenso ausschließlich auf das Bürgerthum stützen, allein mit der Massenherrschaft wird er sich ebensowenig befreunden können, als früher. Wenn er dies im Eifer des Parteikampfs zuweilen vergißt, so ist es gut, daß ihn Stimmen aus den Reihen der alten Demokratie daran erinnern. In diesem Sinn machen wir auf die beiden obengenannten Schriften aufmerksam, die freilich ziemlich weit auseinanderliegen.

Daß die lichtfreundliche Bewegung der 40er Jahre nur in sehr eingeschränktem Sinn eine religiöse genannt werden kann, darüber wird man kaum mehr in Zweifel sein. Es nahmen zwar einige Männer daran Theil, die aufrichtig an dem alten Nationalismus festhielten und im besten Glauben handelten, durch ihre Agitation das ursprüngliche Christenthum vor den Neuerungen der jungen Orthodorie zu retten, allein die Masse der Lichtfreunde ging von einem entschieden unkirchlichen Standpunkt aus und das war für den Fall entscheidend, da es sich durchaus um eine Massenbewegung handelte. Den Führern derselben kommt nur insofern eine Bedeutung zu, als sie laut und unbefangen das Bewußtsein der Masse ausdrückten.

Uhlrichs Bedeutung ruht lediglich darin, daß er genau so dachte, wie die Masse, die eigentlich nur denkt d. h. raisonnirt, um sich der Gedanken zu erwehren. Uhlrich ist unzweifelhaft ein höchst wohlmeinender Mann, von einem unruhigen Thätigkeitsdrang, der aber keinen wirklichen Inhalt hat und daher nach dem ersten besten Inhalt greift, der ihm geboten ist, der nicht die Energie des Enthusiasmus besitzt, aber doch jene Unermüdlichkeit, die heute sagt, was sie gestern sagte. Seine unbefangene Bonhomie würde zuweilen sehr liebenswürdig sein, spräche sich in den Gedanken des Mannes nicht eine so entsetzliche Trivialität aus. Insofern verdient das Büchlein allgemeine Aufmerksamkeit.

Uhlrich war seit seinem 30. Jahre (1828) Pastor in Bömmelte, hatte sich mit seinen rationalistischen Nachbarn zu häufigen Besprechungen vereinigt und seit 1841 die Versammlungen der protestantischen Freunde ins Leben gerufen. Infolge dessen wurde er 1845 von der rationalistischen Katharinengemeinde in Magdeburg als Pfarrer berufen. Er fand sogleich einen großen Zulauf und schwankte im Anfang, ob er noch die alten Glaubensartikel vortragen sollte. „Die beiden Gedanken entschieden, daß ich die Männer, die mich gewählt, nicht gleich von Anfang in brennenden Kampf hineinzieh'n und daß ich den neuen Wirkungskreis nicht sofort durch einen so auffallenden Schritt gefährden dürfe. Die Strafe dafür habe ich allsonntäglich getragen. Was half mir, daß ich stets begann: „Das alte Glaubensbekenntniß lautet“ etc. Mein Gewissen sprach, es ist nicht wahr, was du da sagst und du sagst es grade an der Stelle, wo du am heiligen Reich der Wahrheit zu bauen ausdrücklich berufen bist.“ — In dieser Gemüthsverfassung wurde er durch eine vielseitige Beschäftigung, wie sie ihm zusagte und durch eine behagliche äußere Stellung getröstet. Erst im Jahr 1847 begannen von Seiten des Kirchenregiments ernstliche Untersuchungen. „Daß ich am 16. April an den König schrieb und inständig bat, den Behörden auf dem eingeschlagenen Wege Einhalt zu gebieten und Schonung und Geduld für mich, für den Rationalismus überhaupt nachsuchte, ging nicht aus Berechnung und nicht aus Berathung hervor, sondern war Herzenssache. Ich wollte nichts unversucht lassen, was meines Erachtens dienen konnte, in der Landeskirche freie Bewegung und mich in meinem Amte zu erhalten. Die königliche Antwort ist bekannt. Die Schlußstelle war wichtig in Bezug auf meine Zukunft. Sie lautet: „„Mein Patent vom 30. März d. J. hat jedem, dem sein Gewissen verwehrt, seine Gemeinde im Bekenntniß der Kirche zu stärken, den Weg gezeigt, aus diesem Conflict zu kommen, ohne in den andern erwähnten Gewissenswiderspruch zu verfallen. Dem Pfarrer Uhlrich muß es daher überlassen bleiben, ob er diesen Weg erwählen oder ob er, wie die Menge der rationalistischen Geistlichen, sich den Ordnungen der Kirche und den Forderungen des Amtes, nach welchem er sich nennt, fried-

sam und ohne agitatorisches Streben fügen will. In beiden Fällen wird er vor jeder Anfechtung vollkommen sicher sein.“

Als Beleg seiner Stellung zur kirchlichen Lehre führt Uhlich seine Osterpredigt desselben Jahres an. „Ostern ist das Gedächtnißfest der Auferstehung Jesu. Ist es nicht schmähslich, dachte ich, grade um die Thatsache behutsam herumzugehen, während sie grade den geschichtlichen Kern des Festes bildet? Es ist deine Pflicht, sagte ich mir, grade deine Pflicht, in dieser Kirche vor diesen Zuhörern offen auszusprechen, was du darüber zu sagen weisst und das ist von der Art, daß es der Verehrung Jesu bei denkenden Zuhörern keinen Eintrag thun kann. So bewies ich denn nach meiner Ueberzeugung, daß die Wiederbelebung Jesu eine geschichtliche Thatsache sei, beantwortete dann die Frage, wie wir uns diese wol zu denken hätten, mit der Wahrscheinlichkeit des Scheintodes und knüpfte endlich daran, als an ein Sinnbild, die Hoffnung eines neuen Lebens für alle Menschen.“ — Eine so handgreifliche Fajesei kann man sich kaum vorstellen. Also daraus, daß jemand einmal vom Scheintode wiederbelebt ist, was doch oft genug vorkommt, soll man die Hoffnung einer wunderbaren Wiederbelebung nach dem wirklichen Tode schöpfen! Von Seiten der Rechtgläubigen wirft man den Nationalisten häufig Heuchelei vor; ein Vorwurf, der dann mit Zinsen wiedergegeben wird; im Grunde sehen wir aber in solchen Auseinandersetzungen nur eine völlige Confusion des Verstandes. So wie hier Uhlich denkt, denkt die Menge überhaupt d. h. sie flieht den Gedanken. — Inzwischen fuhr man fort, theils ernst, theils gütlich dem lichtfreundlichen Prediger zuzusehen. „Ich darf mir das Zeugniß geben, daß ich nicht rasch zugefahren bin, sondern mir fleißig Rathsch erholt habe. Ich berieth, außer mit dem Kirchenvorstande, mit den Amtsbrüdern in Magdeburg; ich holte mir die brieflichen Gutachten auswärtiger Freunde ein, ich saß einmal in Jena, einmal in Berlin in Kreisen namhafter Theologen, die mir den Gefallen thaten, als meine Rathgeber zusammenzukommen; es war eine bewegte Zeit voller Spannung, die ich durchlebte; es war ein tüchtiges Stück Lebensschule.“ Endlich waren die Verhandlungen erschöpft, Uhlich wurde von seiner Stelle suspendirt und infolge dessen wurde am 29. November 1847 die freie Gemeinde gegründet. Die lebhafteste Thätigkeit derselben wurde durch die Unruhen des Jahres 1848 unterbrochen, die Uhlich als Abgeordneten in die sogenannte Nationalversammlung führten. Im folgenden Jahr, als die Politik aufhörte, nahm man die religiöse Thätigkeit wieder auf. Es constituirten sich in den benachbarten Orten Filialgemeinden, in denen Uhlich überall Gelegenheit fand, den endlosen Strom seiner Beredtsamkeit zu ergießen. „Meine Natur weist mich auf Vermittlung von Gegensätzen an; was ich zur reformatorischen Arbeit dieser Zeit beitragen kann, das ist die Anknüpfung des Neuen an das Alte, die allmälige Ueberleitung des Alten

zum Neuen. Wenn nur im Ganzen das Recht der Freiheit anerkannt wird, so kann ich mich der hergebrachten Form immer noch fügen und meine Gedanken arbeiten nicht schöpferisch, sondern fassen die Erkenntnisse, die sich allmählig durch viele einzelne Denker der Zeit emporgearbeitet haben, so zusammen, daß sie das Gemeingut aller werden können." Daß bei der Bildung der freien Gemeinden nicht immer rein religiöse Motive obwalteten, gesteht Ulich selbst zu. „So sehr hatte die Sache das Volk angeregt, daß in gar manchem Dorfe, wenn Wahlen oder Stolgebühren oder dergl. Dinge Unzufriedenheit erweckten, sofort die Aeußerung laut wurde: wir wollen eine freie Gemeinde bilden. Darüber war natürlich ein immer entschiedenerer Widerstand Seitens des Alten erwacht.“ Unter solchen Umständen konnte bei durchgreifenden Mafregeln der Polizei der Rückschlag nicht ausbleiben. „Da gab es feine Leute, die sagten: ach nein! diese Verwicklungen mit der Polizei gefallen mir nicht, ich trete ab. Da gab es schlichte Leute, die sagten: ach nein, unter solchen Verhältnissen leide ich an meiner Einnahme Schaden, ich trete aus; da gab es leidenschaftliche Leute, deren Erregung nur eine Zeitlang vorhält, die sagten: diese Sache kann doch nicht bestehen, ich verlasse sie.“ Noch schlimmer stand es mit der sogenannten öffentlichen Meinung. „Bei den Anfechtungen, die wir jetzt eine nach der andern erlebten, hatten wir vielfache Gelegenheit zu merken, wie wir im Publicum standen. Es hatte uns so ziemlich vergessen. Wenn durch irgend ein Ereigniß, durch eine Mittheilung desselben in öffentlichen Blättern, sein Auge auf uns gelenkt wurde, so war in vielen Gemüthern die Frage: sind denn die auch noch da? In solche Gleichgiltigkeit hatte sich die Stimmung des Jahres 1847 verwandelt, wo so viele Menschen in allen Ständen, die nicht zu uns getreten waren, in dieser Beziehung nur das Eine zu sagen wußten: ich bin ganz der Curige, werde auch zur Gemeinde treten, laßt mir nur Zeit, meine Zeit ist noch nicht gekommen!“ Und so steht es im Wesentlichen mit der freien Gemeinde noch jetzt. Sie ist seit dem Anfang des vorigen Jahres polizeilich geschlossen, zur völligen Gleichgiltigkeit des größern Publicums, das längst die Erwartung aufgegeben hat, es könne sich eine allgemeine Bewegung daraus entwickeln und mit nur sehr geringem Widerstand von Seiten der freien Gemeinde selbst, der es im Grunde an allem positiven Inhalt fehlt. Der gutmüthige Mann, der sich sonderbarerweise in die Rolle eines Reformators träumte, mag darüber verwundert den Kopf schütteln, für den ruhigen Beobachter hat die Sache nichts Auffallendes.

Aus dem bloßen Mißbehagen an den bestehenden Zuständen geht niemals eine Reformation hervor; sie ist nur möglich, wenn dem Gemüth oder der Phantasie ein neuer Inhalt geboten wird. Die Lehre der Lichtfreunde ist nüchtern bis zum Uebermaß, sie lockt die Masse, so lange es ihr äußerlich

bequem gemacht wird, aber sie ist nicht im Stande, irgend einen ernstern Widerstand zu überwinden, denn sie verleiht der Seele keinen Schwung. Ebensovienig können sich ihr die wahrhaft Gebildeten anschließen, denn ihre Theorie bleibt tief unter dem Niveau der philosophischen und historischen Erkenntniß.

Trotzdem ist die lichtfreundliche Bewegung als ein Symptom der Zeit wohl zu beachten und es ist ganz richtig, wenn man sie einen Vorläufer der Revolution von 1848 genannt hat. Die kirchlichen Neuerungen im orthodoxen Sinne seit den ersten 40er Jahren haben den Einzelnen im Ganzen wenig genirt. Wer zu den gebildeten Schichten des Volks gehört, darf sich davon nicht anfechten lassen, denn es zwingt ihn niemand, in die Kirche zu gehen. Selbst die Forschungen auf dem Gebiete der Religion, sobald sie nur die herausfordernde Form vermeiden, sind im Wesentlichen nicht gehemmt. Denken kann bei uns jeder, wie er will, und selbst dem Reden und Schreiben sind nur mäßige Schranken gesetzt.

Ganz anders aber wird die Sache, wenn wir die Gesamtheit des Volks ins Auge fassen. Wie man auch über den wissenschaftlichen Werth des Nationalismus dachte, mit seiner Moral, mit seiner pädagogischen Wirksamkeit konnte man im Ganzen einverstanden sein. Die neuere Orthodoxie trägt nicht nur andere Dogmen vor, sie lehrt auch eine andere Moral, und es kann nicht gleichgiltig sein, was den Kindern von frühester Zeit an für sittliche Vorstellungen und Ideale eingefloßt werden. Nicht im Interesse des gegenwärtigen Geschlechts, sondern im Interesse unsrer Zukunft tritt man dem Kirchenregiment entgegen und hier wird die Frage sehr ernsthaft. Der alte Nationalismus mit seinen bequemen unbestimmten Formen verwischte die Gegensätze, der neue Supranaturalismus fordert sie heraus. Das Kirchenregiment hat seine Sache noch nicht gewonnen, wenn es alle Pfarrer und Lehrerstellen mit Orthodoxen besetzt. Es möge sich in unsrer naturwissenschaftlichen Literatur umsehen, um die Festigkeit des Fundaments zu prüfen, auf dem es seinen Bau aufzurichten gedenkt. Vielleicht wird man es auch hier noch einmal mit der Polizei versuchen, aber da ist die Aufgabe schwieriger. Lichtfreundliche Gemeinden kann man schließen, keizerliche Bücher kann man verbieten, aber was wird man mit einer Wissenschaft thun, die im schlimmsten Fall die Religion ganz ignoriert und um so eindringlicher auf die Ueberzeugung der Menschen wirkt? Das Gegengewicht gegen den Materialismus kann nur der Idealismus bilden, und wenn man diesem alle Thore verschließt, außer dem einen alleinseligmachenden, so wird sich seine Kraft allmählig auf Seite des Materialismus werfen, und dann dürfte das Spiel doch ein gefährliches sein.

Von dem lichtfreundlichen Pastor wenden wir uns zu dem radicalen Parlamentsmitglied. Ludwig Simon steht bei allen Parteien im besten Ruf; er galt als einer der Ehrlichsten und Begabtesten aus den Reihen der Demokratie.

Seit 1849 hat er hinreichend Zeit gehabt, die von ihm früher vertretenen Ansichten einer sorgfältigeren Prüfung zu unterziehen, und wir schlugen das Buch mit einer gewissen Spannung auf, aber es hat uns sehr wenig befriedigt. Der burschikose Ton der äußersten Linken von 1848 ist geblieben, derselbe Uebermuth, der doch nicht aus einem festen Glauben hervorgeht, dasselbe geistreiche, dilettantische Herumtasten von einem Gesichtspunkt zum andern, dasselbe Uebergewicht der Stimmung über die Vernunft. Simon macht den Eindruck eines liebenswürdigen Menschen von großem Interesse für Kunst und Literatur, der mit Kindern gemüthlich spielt, gegen Frauen galant ist, mit jungen Männern scherzt und tobt, mit Ältern disputirt u. s. w., aber er macht nicht den Eindruck eines Mannes, der das Recht hätte, in ernsthaften Dingen mitzureden. Er verbittet sich in der Vorrede jeden Ausdruck des Mitleids; aber wir können doch nichts Anderes für ihn empfinden. In gewöhnlichen Verhältnissen wäre er wahrscheinlich ein tüchtiges und angenehmes Mitglied der Gesellschaft geworden; er hat sich diese Stellung durch ein leichtsinniges Spiel verschert und eine neue noch nicht wiederfinden können. Das ist zu bedauern, aber es ist kein tragisches Geschick. Auch der Humor, mit dem er seine Schicksale vorträgt, hat etwas Unbefriedigendes: er geht nicht aus einem frischen Herzen hervor, sondern aus einer Natur, die halb mit sich zerfallen ist und doch nicht die Kraft hat, selbstständig eine neue Wendung zu nehmen. Man höre den Schluß. „Mein Vaterland hat mich ausgestoßen; das Ausland kann mich nicht brauchen, weder im Barreau noch in der Aula; mit der Schriftstellerei geht es nicht. Weiß ich doch nicht einmal, ob ich für diese Blätter einen Verleger finden werde! — Was ich nun anfangen? — Ich werde Commis.“ — Liegt nicht in dieser Wendung etwas unangenehm Theatralisches? Ist nicht der Stand eines Kaufmanns ebenso ehrenvoll, als der eines Advocaten? Der Heroismus dieses Entschlusses ist in der That nicht so ungeheuer. Einen äußerst widerlichen Eindruck macht die Darstellung seiner Familienverhältnisse, die doch gar nicht nöthig war. Wir wollen sie auch hier nicht wiedergeben; wer sich dafür interessiert, möge im zweiten Band S. 228—233 nachschlagen. Ernsthafter gemeint ist die Klage über die Hilflosigkeit, in welche bei einem außerordentlichen Fall jeder versetzt ist, der sich nur auf eine bureaukratische Vorbildung stützt. Diese Einseitigkeit der Bildung gehört in der That zu den schlimmsten Krankheiten unsrer Zeit und wird noch einmal bei einer ernsthaften Krise die schlimmsten Folgen nach sich ziehen, denn das gebildete Proletariat ist noch gefährlicher, als das ungebildete.

Lassen wir die Persönlichkeit ganz bei Seite und halten uns lediglich an die politischen Principien. — Simon ist kein Gläubiger; keiner unter den verschiedenen Artikeln, welche die Demokratie nacheinander auf ihr Panier geschrieben, ist ihm absolute Wahrheit. So sagt er Bd. 1, S. 19: „Gib einem

Volke das allgemeine Stimmrecht! Fehlt ihm das Selbstgefühl und die Bildung, welche zu glücklicher allseitiger Verständigung erforderlich sind, so wird es eben das allgemeine Stimmrecht wieder verlieren, trotz aller Unveräußerlichkeit seiner Souveränität; es wird sie verlieren an den ersten Besten.“ — Wie in aller Welt kommt also die Demokratie dazu, für Deutschland das allgemeine Stimmrecht zu verlangen! Freilich sagt er S. 54: „So lange die rohe Gewalt nun einmal aus der Menschheit nicht ganz hinauszubringen ist, scheint es mir zweckmäßiger, ein für alle Mal das natürliche Uebergewicht der Gewalt der Mehrheit anzuerkennen, als dem steten Spiele der künstlichen Gewalt energischer Minderheiten zu verfallen. Sicherlich, auch der Druck einer Mehrheit auf eine Minderheit ist nichts Erbauliches, besonders wenn diese letztere, wie das so oft der Fall ist, den Fortschritt, die wahren Interessen der Zukunft vertritt. Aber das Wesen der Demokratien besteht ja grade darin, daß diesen Minderheiten alle friedlichen Mittel unverwehrt sind.“ — Aber wie stimmt das zum Vorhergehenden? Wenn es wahrscheinlich ist, daß die Majorität eines ungebildeten Volks sich so schnell als möglich unter den Schutz einer Autorität flüchten wird, wozu soll man ihr erst das Heft in die Hände geben? Geht die Demokratie aufrichtig von dem Rechte des Stärkern aus, so wird ihr gegenüber die Reaction von dem Rechte der bewaffneten Minorität Gebrauch machen können. Die Leute zu zählen, um auszumitteln, wer der Stärkere sei, ist auf keine Weise natürlicher, als die Säbel und Bajonette abzuwägen. — Dann sieht es auch mitunter wieder so aus, als ob die Herrschaft der Majorität ein Dogma wäre. „Die Demokratie erkennt, gleich der absoluten Monarchie, nur einen Willen an. Hier ist's der Wille des Königs, dort ist's der Wille des Volks, welcher allein entscheidet, des gesammten Volkes nach den Beschlüssen der Mehrheit. Wo es aber nur einen Willen gibt, soll es auch nur eine vollziehende Gewalt geben.“ (Bd. 2, S. 104). Das geht doch wirklich nicht über das erste ABC der politischen Bildung hinaus. Nach dieser Theorie wäre Napoleon III. der reinste Demokrat, denn wenn er auch die öffentliche Meinung ein wenig redigirt hat, so hat er doch die acht Millionen Stimmen wirklich in seiner Tasche. Bei dieser Verwirrung der politischen Begriffe macht sich der vornehme Ton gegen die Bourgeoise äußerst lächerlich. Man höre Bd. 1, S. 183: „Das lasse sie sich ein für alle Mal gesagt sein: Zu ihrer constitutionellen Vorbehaltsehe kommt's in Deutschland nun und nimmermehr. Dieses halbe Verhältniß ist in England und Frankreich doch nur durch ganzes Handeln der Bourgeoise im entscheidenden Moment möglich geworden. Die deutsche Bourgeoise hat diesen Moment unwiederbringlich versäumt. Ihr bleibt nur noch die Wahl zwischen dem Scheinconstitucionalismus mit monarchischem Uebergewicht, fast ohne eigne Bedeutung, — und der Demokratie mit allgemeiner Freiheit und derjenigen Bedeutung, welche auch inner-

halb der politischen Gleichberechtigung jeder Kraft gesichert ist.“ — Hätte er doch nur einmal den Macaulay aufgeschlagen, um sich zu unterrichten, was es für eine Bewandniß mit der englischen Bourgeoisie des Jahres 1688 hatte! — Als er auf die Lauigkeit der preussischen Urwähler zu sprechen kommt, (II. S. 313), welche der Abgeordnete Reichensperger als Servilität bezeichnete, bemerkt er dazu: „Eigentlich hat der geehrte Abgeordnete Recht. Denn durch diese hartnäckige Weigerung, nach einem Wahlgesetze zu wählen, welches einem nicht gefällt, versetzt man sich gewissermaßen in ein Verhältniß der Dienstbarkeit zu seinem eignen Geschmacke. Doch möchte dies immerhin einige Nachsicht verdienen, da es doch wol nicht so leicht werden dürfte, unzweifelhaft nachzuweisen, daß alle Preußen mit der Verpflichtung auf die Welt gekommen seien, sich grade für dasjenige zu begeistern, was dem Geschmacke des Abgeordneten Reichensperger entspricht.“ — Diese Deduction ist grade so geistreich, wie die Darstellung des politischen Ideals, dem er und sein Freund Trübschler gehuldigt (I. S. 51), der absoluten Anarchie; und noch dazu werden diese Faselien nicht witzig, sondern mit einem gewissen bittern Ernst vorgetragen.

Sin und wieder dämmert ihm das Bewußtsein auf, daß seine revolutionäre Maske ihm doch nicht wohl stehe. Er schildert das verrückte Treiben der Flüchtlinge in der Schweiz, das sein ästhetisches und sein Ehrgefühl anwidert, in den lebhaftesten Farben und spricht über die Revolutionärs von Profession mit übel verhehlter Geringschätzung. „Ich gestehe offen, daß es sich mit meinem Stolze nicht verträgt, den Leuten ohne Unterlaß darzuthun, daß ihre Lage unerträglich sei, während sie mir täglich beweisen, daß sie dieselbe noch sehr gut zu ertragen vermögen. Wenn die daheim sich hinlänglich glücklich fühlen, nun! so sehe ich nicht ein, warum man sie in diesem Glücke stören sollte!“ (I. S. 121). Ueberhaupt, wenn er sich der Gedankenlosigkeit der Phrasen entwindet, so tritt in den meisten Fällen ein richtiges Gefühl hervor. So bespricht er einen seiner Parlamentsgenossen, der vor Gericht den letzten Aufschwungsversuch fast als eine bewusste Komödie darstellte, „bei der die Voraussetzt obgewaltet habe, daß von alledem, was so ernsthaft betrieben wurde, doch eigentlich nichts geschehen werde. Wenn nun aber doch der Eine oder Andre die Sache für Ernst nahm und sich ins Verderben stürzte? Mir dünkt, auch nur ein einziges Opfer sei ein zu hoher Preis für den leeren Schein einer consequent durchgeführten Rolle.“ — Und doch war die Darstellung jenes Abgeordneten vollkommen richtig; es war eine bewusste Komödie, die in Stuttgart aufgeführt wurde, ein frevelhaftes Spiel, an dem auch Ludwig Simon redlich Theil genommen hat. Keiner von den fünf Reichsregenten hat daran geglaubt, daß General Prittwitz ihren Ordres gehorchen würde; keiner von den Mitgliedern des stuttgarter Parlaments hat ernsthaft an die Möglichkeit geglaubt, damals die Sache noch glücklich zu Ende zu führen. Es kam ihnen

nur darauf an, ihre Rolle zu Ende zu spielen, um dann von der Schweiz aus Gagern und seinen Freunden die Schuld aufzubürden, weil diese die Einheit ihrer Rolle der Einheit ihres Wesens aufopfert. Wer fühlte sich wol so rein von Schuld, gegen die Mitglieder des stuttgarter Parlaments den Stein aufzuheben? Aber daß sie seit der Zeit nicht ernstlicher in sich gegangen sind, das rechtfertigt wenigstens den Wunsch, daß Deutschland niemals nöthig haben werde, ihre Hilfe zu beanspruchen. — Von den juristischen Deductionen, inwiefern die Revolution ein Rechtsboden sei, und inwiefern die Regierungen Unrecht gehabt hätten, das Recht des ehemals Stärkeren nicht zu ehren, wollen wir ganz schweigen. Es gibt Dinge, bei denen man nicht weiß, ob man mehr lachen oder zürnen soll. Nur von einem wollen wir noch Act nehmen, von der beständigen Ueberraschung Simons, wenn der Feind einmal Ernst macht. „Das hätte ich nicht erwartet!“ — Eine schlimme Entschuldigung für einen Revolutionär. Möchten doch alle Freunde der Barricaden das folgende Geständniß (I. S. 89) beherzigen: „Was ich in den ersten Tagen nach dem frankfurter Septemberaufstande ausgestanden habe, als es galt, über frische Blutlachen durch die Reihen noch pulvergeschwärzter Soldaten, denen man mich als den unbestrittenen Anstifter zum Morde Auerswalds und Lichnowskys bezeichnete, mit fester Stirne hindurchzuschreiten, um zu gewohnter Stunde auf gewohntem Platze im Parlamente zu sitzen; als der Antrag auf Verhaftung ins Parlament kam und selbst sonst ordentliche Leute vor mir ausspuckten, — was ich damals ausgestanden, das wünsche ich meinem ärgsten Feinde nicht, geschweige denn einem Gefinnungsgenossen.“

Wenn schon in den allgemeinen abstracten Principien, wo man sich zur Noth doch noch mit Worten helfen kann, die Unklarheit und Unsicherheit hervortritt, so ist das natürlich bei allen concreten Fragen der Politik noch viel mehr der Fall, und auf diese kommt es doch hauptsächlich an; denn ob die demokratischen Staatsformen, die als allgemein rechtsverbindlich, als angeborne und unveräußerliche Menschenrechte nur ein Träumer betrachten kann, für einen bestimmten Fall anwendbar und sogar nothwendig sind, das muß eben die Betrachtung des einzelnen Falls entscheiden. Wenn wir z. B. in den Jahren 1848 und 49 für den Adel gegen die demokratische Gesetzgebung in die Schranken traten, so ist damit noch nicht ausgemacht, daß wir diese Stellung immer einnehmen werden, denn man darf das Institut nicht seinem todtten Begriff nach betrachten, sondern in seiner positiven Erscheinung, wie es sich augenblicklich innerhalb des Staatslebens geltend macht. Viel wichtiger war in jener Zeit ein anderer Streitpunkt. Die gothaische Partei hat während der ganzen Bewegung den preussischen Staat zu kräftigen und zu erheben gesucht, weil sie von der Ueberzeugung ausging, daß die Entwicklung Deutschlands nur durch Preußen geschehen könne. Sie war dabei in der üblen Lage,

direct in dieser Beziehung nichts thun zu können, sie konnte Preußen nur fortwährend auffordern, selbst zuzugreifen, denn auch die Kaiserwahl war im Grunde nichts Anderes, als eine solche Aufforderung, und wenn derselben nicht genügt wird, so findet sich das unbertheilte Publicum leicht veranlaßt zu lachen. Aber trotz des scheinbar beschämenden Ausgangs konnte sich die gothaische Partei wenigstens sagen, daß sie ihrerseits alles gethan, einen bessern Ausgang herbeizuführen. Im Gegentheil hat die demokratische Partei alles darangesetzt, Preußens Ruf herabzusetzen und Preußens Stärke und Macht, so weit es gehen wollte, zu unterdrücken. Sie ging darin so weit, sich zuletzt sogar mit den Desreichern zu verbinden, als diese Veranlassung hatten, feindlich gegen Preußen aufzutreten. Ein Theil der Partei handelte dabei in gutem Glauben, er ging von der Ueberzeugung aus, der preussische Staat sei das gefährlichste Hinderniß für das Zustandekommen eines einigen freien Deutschland, und müsse daher zerschlagen werden, ehe man an seine positive Aufgabe gehen könne. Ueber diese Ansicht läßt sich streiten, es liegt jedenfalls eine Art Consequenz darin. Aber Ludwig Simon theilt diese Ansicht keineswegs. Er spricht auch in diesem Buch, wenn auch nur gelegentlich, die Ueberzeugung aus, daß die Hoffnungen Deutschlands sich wesentlich an Preußen knüpfen müssen. Wenn er also trotzdem mit seiner Partei ging, als sie Preußen wie ein erobertes Land behandeln wollte, so war das ein sinnwidriges Verfahren, welches auch keineswegs dadurch gerechtfertigt werden kann, daß man das ideelle Preußen vom wirklichen Preußen scheidet, denn wenn man für Preußen die Hegemonie wünscht, so kann man das doch nicht etwa aus dem Grunde thun, das preussische Volk wäre in Vausch und Bogen klüger oder besser, als die übrigen deutschen Stämme; es ist vielmehr die historisch entwickelte Staatskraft, das Heer und die Beamten mit einbegriffen, der man die Fähigkeit zutraut, auf eine organische Weise das übrige Deutschland in sich aufzunehmen; und wenn man also das wirkliche Preußen entkräftigt oder gar zerstört, so hebt man damit auch das ideelle Preußen auf. Von diesem Standpunkt aus muß man auch das Verhalten der gothaischen Partei betrachten, die austrat, um nicht in einen offenen Krieg gegen Preußen verwickelt zu werden. Wenn sie ihre eigne Reichsverfassung aufgab, weil mit der Ablehnung derselben von Seiten des Königs von Preußen sich ihr Sinn und ihre Bedeutung in das Gegentheil verkehrte, so handelte sie trotz der scheinbaren Inconsequenz dem Wesen nach vollkommen folgerichtig: sie gab das Mittel auf, um nicht den Zweck aufgeben zu müssen.